

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.
(Fortsetzung.)

Es klopfte draußen. Sie ging an dem schweigend zurückweichenden vorüber, öffnete und trat zu dem draußen wartenden Mädchen in den Flur hinaus.

Hans stand jetzt, ohne sich zu rühren, mitten im Zimmer. Er sah so blaß aus wie vorhin die Jugendfreundin — Aus der Vergangenheit, mit der er klarbewußt seit Jahr und Tag für immer abgeschlossen, war ihm ein Erinnerungsbild aufgequillt, jäh wie eine blitzähnliche Erleuchtung.

„Laß. Ich heirate nie“, hatte Marie gesagt. Kühl und überlegen, — und doch hatte ihre dunkle Stimme seltsam gebebt. Und im selben Augenblicke war eine andere, eine helle, grelle, unbarmherzig deutliche Stimme in seiner Seele wieder aufgelebt, eine längst verstummte, lang überwundene — sichernd sprach sie:

„Marie wird nie einen anderen heiraten, nie! Marie liebt dich.“

Er fuhr empor. Er sah sich verstimmt um. Er war allein. Auch die Stimme war nicht mehr da. Mit voller Kraft drängte er die Flut häßlicher Erinnerungen zurück, die wie ein Kubel bössartiger Wölfe über seine Seele herfallen wollten. — das Furchtbare, was die nächsten Wochen gebracht, hatten die Worte, die damals gesprochen wurden, in seinem Gedächtnis erlöst. Zum erstenmal waren sie ihm eben zurückgekehrt! Und Hans Imhoff packte und schüttelte zornig, wie vorhin den Arm der armen Marie, und schlenberterte sie von sich, denn der große Ekel, der ihn damals überfallen hatte, durfte nicht wieder in ihm aufsteigen. — Sie war ja tot, die das damals gesagt hatte.

Hans Imhoff tat genau dasselbe, was Marie gestern Abend auf demselben Fleck getan — als er zum ersten Male in ihrem Leben dankbar dem Weibe in ihr gehuldigt hatte: „Ach, Unsinn! Es ist ja lächerlich!“ sagte er ganz laut. Und schickte sich an, davonzugehen.

Da stand sie schon wieder vor ihm.

Nicht mehr bleich, sondern mit flackerndem Rot der Aufregung auf den Wangen, mit entschlossenen Mienen:

„Es ist ein Telegramm gekommen“, sagte sie hastig.

„Von Phipp Wochs Wessen. Er selbst scheint verweist. Ich muß gleich zu Mille fahren.“

„Es ist etwas mit dem Kinde! Das Kind ist krank!“ schrie Hans auf.

„Nein, das Kind ist gesund. Hier, lies. Der junge Müller erwähnt das extra. Mille ist krank — ich sagte dir doch schon, daß ich zu Mille fahren will. Wenn ich mich sehr beeile, komme ich mit dem nächsten Zuge mit.“

Sie wandte sich schon wieder von ihm, den Kopf voll Hundert wichtiger Dinge, die überlegt, geordnet werden wollten. — Hans faßte ungestüm nach ihrer Hand.

„Du willst dich schon wieder aufopfern, Marie!“ jagte er sehr bewegt. „Hier steht nicht, was der Mitleid fehlt, — es kann etwas Anstößendes sein! Nimm dich in acht — lasse mich mit dir fahren!“

Da sah er, wie ihr das Blut jäh zu Kopfe stieg, und im selben Augenblicke errötete er selbst so tief wie sie —

„Neb' keinen Unsinn“, stieß Marie kurz hervor. „Was soll ich da wohl — mit dir? Du ständest mir bloß im Wege — O, Meta, da sind Sie ja endlich zurück! Sie haben sich Zeit genommen — Kommen Sie 'mal sofort mit mir. Ich will auf einige Zeit verreisen — der Ketten Emma muß ich auch noch Bescheid sagen — und dem Küchenmädchen.“

Von ihrem dienenden Trost umschwärmt, lief sie eiligst davon. Hans stand unbeachtet im Korridor und kam sich überflüssig vor. Und schämte sich innerlich mächtig, ihr eine solche Taktlosigkeit, wie eine gemeinsame Weise, einen gemeinsamen Aufenthalt in seinem Hause zugemutet zu haben. — Solange sie bei seinem Kinde und dessen Hüterin war, mußte er hier bleiben. Das war doch klar wie Sonnenlicht! Und er hatte sich wie ein Botokube benommen —

Fräulein Meta kehrte sehr bald in den Korridor zurück, wo sie den interessanten Freund Marie Krumpas wußte, und spielte die Liebenswürdige. Mit einem gewissen Erfolge — denn Hans war froh, aus ungemütlichen Betrachtungen gerissen zu werden. Er würde von der gewandten Dame in den Salon genötigt, dessen Thür offen blieb, und wartete dort mit unterdrückter Ungeduld auf Marias Wiedererscheinen. Fräulein Meta leistete ihm Gesellschaft. Er ließ ihre sanft plätschernde Unterhaltung über sich ergehen und blühte ihr mit so vertieftem Ausdruck ins Gesicht, als ob er wirklich hörte, was sie ihm vorplauderte.

So fand Marie die beiden, als sie ungekleidet hereinkam, in behaglichem Nabebeieinanderliegen. — Man schien sie selber darüber vergessen zu haben! Ihr Gesicht verdunkelte sich. Aber sie hatte Selbstbeherrschung gelernt.

„Die Droschke wird hoffentlich bald da sein“, bemerkte sie kühl. Die beiden standen verlegen da. Fräulein Meta, weil sie vergessen hatte, eins der Mädchen nach einer Droschke wegzuschicken. Hans aus einem ihm selbst unklaren Grunde Fräulein Meta lief mit ungewohnter Hast hinaus, um einmal „nach der Droschke auszugehen“; in Wirklichkeit, um erst eine holen zu lassen. Hans und Marie standen sich stumm gegenüber. Dann tat Hans rasch ein paar Schritte auf sie zu; sie sah wieder so blaß, so abgesspannt aus —

„Du untest dir zu viel zu — und ich bin schuld daran!“ sagte er ehrlich betrübt.

Sie machte eine ungeduldig abwehrende Bewegung:

„Unsinn! Du kannst doch wahrhaftig nichts dafür, daß Mille krank ist!“

„Wer dafür, daß du sie nicht hier — bei dir hast, Marie! Ich bin ein schamloser Egoist gewesen — — ich hab' die ganze Zeit über nur an mich selbst gedacht — nur daran, daß ich mir mein eigenes Leben wieder einrenken wollte. Und hab' andere dabei in der garstigsten Weise ausgenutzt — —

„Nein, sag schon nicht's dawider! Das redest du mir nicht wieder aus. — Ich darf dich zur Bahn bringen, Marie!“

Marie kämpfte einen Augenblick mit sich. Nein, sie wollte jetzt nicht länger mit ihm zusammen sein, seine Selbstbezüglichungen nicht anhören, seinen ersten, unruhigen Blick nicht mehr auf sich ruhen fühlen — „Laß das gefälligst,“ versetzte sie knapp. „Ich besorg' das alles viel lieber allein. Endlich! Emma! Ist die Droschke da?“

Das rührige kleine Hausmädchen hatte aus eigener Ueberlegung den Wagen besorgt. Es trug nun Mariens Handkoffer nach unten. Marie wollte ihr folgen, sah sich noch einmal nach Haus um — er kam sofort herbei und umschloß ihre ausgestreckte Rechte mit beiden Händen.

„Wenn ich doch nur auch irgend etwas tun könnte!“ sagte er kläglich. —

Sie mußte ein wenig lachen. Er hatte in diesem Moment etwas so rührend, so jugendlich Unbeholfenes! „Du kannst die Miete bei meiner Wirtin für mich bezahlen!“ sagte sie fast heiter. „Sie liegt bereits abgezählt auf meinem Schreibtisch. Ich wollte sie gerade hinunterbringen, ehe du kommst. Heut' ist doch der erste Oktober — — Leb' wohl — du bekommst bald Bescheid.“

Sie entzog ihm rasch die Hand, die er noch festhielt, nickte ihm kurz zu und ging davon. Ihr weibliches Gefolge schloß sich draußen im Vorridor an und brachte sie aufgeregter die Treppen hinauf; auch ein paar ihrer jungen Pensionärinnen waren darunter. Hans kam ganz gedankenlos hinterher. Und stand in der offenen Haustür neben Fräulein Meta stillstehend, gerade noch rechtzeitig angelangt, um Marie im Wagen verschwinden zu sehen — — Und gerade noch rechtzeitig, um der Abfahrenden besagtes Fräulein Meta und ihn selber dicht nebeneinander, abschiedswinkend, als hübsches Gruppenbild erscheinen zu lassen.

Dies Bild nahm Marie mit sich auf die Reise. Es verließ sie die nächsten Stunden nicht wieder. Es packte sie wie mit glühenden Fingern, und ein bitteres, häßliches Gefühl brannte sich tief in ihre Seele hinein, bis ein noch tieferes, mächtigeres Gefühl sie überkam: — das der Sehnsucht nach ihrem kleinen Lieblich — bis die leidenschaftliche, sehnsüchtige Freude auf das Wiedersehen mit Hans Imhoff's Kind — Hans Imhoff's Bild in ihr erblassen ließ!

Hans stieg neben Fräulein Meta ins zweite Stockwerk hinauf und holte sich das Geld für die Wirtin aus Mariens kleinem Zimmer. Fräulein Meta wollte ihm dabei behilflich sein, aber er wies sie beinahe unhöflich zurück. Die allzu liebenswürdige begann ihm lästig zu werden. Ihm ging so viel durch den Kopf und Sinn, wobei ihr flaches, wohlgeordnetes Gesicht sich störte. Es gab doch recht wenig Frauen, die rechtzeitig zu schweigen verstanden! Er kannte eigentlich nur eine einzige: Marie. Er dachte in einem Gemisch von Bewunderung und Mäßigung an sie, und es bereitete ihm geradezu ein geheimes Wohlgefühl, einen Wunsch von ihr zu erfüllen, etwas für sie zu tun, und wenn's auch nur diese lächerliche Kleinigkeit war.

Da lag das Geld, sorgfältig eingewickelt, und daneben das Mietquittungsbuch. Er nahm beides an sich und schickte sich zum Gehen. Aber er sah sich vorher noch einmal mit einem langen Blick in dem winzigen Zimmerchen um, ihm war's plötzlich so zimmte, als ob er sehr viel darin erlebt hätte. Da streifte sein Auge die Truhe. O, Marie! Am Schloß der Truhe hing ja noch ihr Schlüsselbund!

Er erschauerte förmlich über ihren Verstand, ihre Vergeßlichkeit, und mußte doch gleich wieder gerührt vor sich hin lächeln: das war so ganz sie selber, daß sie ihm förmlich körperlich nahe schien.

Nach dem Schlüsselbund abgezogen und ihr versiegelt nachgeschickt! Ja, war denn auch die Truhe abgeschlossen? Er versuchte, bewahre, sie sprang auf! Und da lag auch sein Buch, das unglückselige Buch, das so viel Verwirrung in Mariens Kopf und Leben angestiftet zu haben schien, und da, da lagen ja noch viele, viele andere Bücher, alle gleichmäßig gebunden, alle, alle, seine Bücher.

Er beugte sich tief über die verräterische, alte Truhe; ihm kam's nicht als Unrecht vor, daß er so tief hineinsah, es war einfach ein übermächtiger Zwang, die Notwendigkeit, zu wissen, was ihn dazu trieb. Und als er sich wieder aufrichtete, hatte ihm die Nähe des Bückens das Blut zu Kopfe getrieben, und in seinen Augen glänzte es verräterisch.

Fast, als schämte er sich, warf er den Deckel wieder zu, schloß ab, steckte die Schlüssel ein und besann sich erst im allerletzten Augenblick, er war schon halb draußen im Vor-

ridor, daß er das Geld auf dem Schreibtische hatte liegen lassen. Holte es eilig, wobei er ärgerlich und verwirrt vor sich hinstarrte, rannte draußen die „plastische Empfangs-daune“ beinahe um und begab sich mit einer gewissen eifrigen Wichtigkeit zur Frau Hausbesitzerin, wie ein guter, kleiner Junge, der von seiner Mama mit einem Groschen zum Krämer geschickt ward.

Sehr ernst, sehr nachdenklich erschien er ein Stündchen später wieder im Treppenhaus. Und stieß sofort mit einem kleinen Herrn zusammen, der an ihm vorbei nach oben strebte.

Sie sahen sich an: „Phipp!“ — „Hans!“ Da hielten sie sich schon an den Händen. Und Hans sah mit tiefem Erschrecken, daß er rasch zu verbergen strebte, in das schmerzliche veränderte Gesicht des jüngeren Freundes.

Der hatte den Blick doch erfasst und verstanden. Er nickte in wehmütig-heitiger Ruhe:

„Ja, sieh, Hans Imhoff, unsere Krankheit! Du weißt schon, nun hat sie mich auch am Kragen. Aber wie kommst du denn hierher? Ich vermutete dich noch im Süden.“

Hans erzählte. Phipp sah an ihm vorbei die Treppe hinauf.

„Und Marie?“ fragte er plötzlich.

„Dein Neffe hat sie vorhin telegraphisch gerufen, weil die alte Mille plötzlich erkrankt ist. Du kommst nicht direkt von zu Hause?“

„Ich fuhr bereits gestern nach Berlin, ich wollte noch einmal zu einem Arzte. Es ist doch immer gut, wenn man völlig Bescheid weiß, nicht wahr? Und nun treffe ich Marie nicht einmal an. Schade! Ich hätte sie gern gesehen und gesprochen, es hat wohl so sein müssen.“

„Du findest sie nun ja gleich zu Hause an,“ sagte Hans betreten. Der kleine, gute Freund schenkte ihm so wunderbar verändert. So fremd, so fern, so beinahe abweisend gleichgültig. Als ob er gar nicht mehr recht hinzörete, wenn der andere sprach. Hans hatte ihm eigentlich erzählen wollen, was alles er eben mit der Wirtin verhandelt und sonst beschlossen, daß die brave Frau, die ihm redselig über vieles Aufklärung verschafft, gern erbötig sei, Mariens Pension selbst zu übernehmen, freilich auf etwas vernunftgemäßerer Basis. Ohne Fräulein Meta und Konsorten. Daß er, Hans, aber doch hoffe, Marie auf diese Weise wenigstens einen Teil des geopfertem Kapitals wieder zu verschaffen. Daß er überhaupt jetzt entschlossen sei, als wahrer, treuer, brüderlicher Freund für sie einzutreten!

Dies alles und noch einiges mehr hatte er dem kleinen Phipp anvertrauen wollen. Aber er brachte keinen einzigen Satz mehr heraus. Das war ja gar nicht mehr der kleine Phipp noch, der da vor ihm stand im unsicheren Dämmerlicht des bunt verglasten Treppenhauses.

„Du bleibst noch hier?“ fragte die sanfte Stimme. „Dann sage ich dir gleich jetzt Bebewohl, Hans, ich fahre mit dem Abendzuge.“ — Und du, Hans? Die großen glänzenden Augen schlugen sich voll zu Hans Imhoff auf, — „du wirst auch bald kommen, ich weiß es, wenn du mich auch nicht mehr triffst.“

„Du willst noch einmal verreisen?“ fragte Hans fast zaghaft.

Wieder dies erhabene ferne, geheimnisvolle Lächeln:

„Ja, ich verreise; leb' wohl, Hans. Grüße Marie. Viel Glück euch beiden!“

Und die kleine, schlank Gestalt glitt von der Stufe weg, auf der sie eben noch nebeneinander gestanden — mit leisen, raschen Schritten die Treppe vollends hinunter — wandte sich noch einmal um, winkte einen stillfreundlichen Gruß zurück — und verschwand in dem blendenden Lichtstrom, den das heftig von außen ausgestoßene große Hausportal hereinfluten ließ.

Hans stand wie gelähmt, es überfiel ihn: dies war ja ein Abschied fürs Leben, und ein tiefes Bangen ging durch seine Seele: Galt das dir oder galt das mir? Nur für Sekundenpanne. Dann grüßte der heraufkommende Portier neugierig-misstrauisch. Und Hans grüßte mechanisch wieder und ging ganz langsam, in tiefen Gedanken davon.

Draußen auf der Straße blieb er plötzlich stehen.

„Ich hätte ja Phipp die Schlüssel mitgeben können!“ sagte er ganz laut. Und mußte gleich, wie er's aussprach, daß er das gar nicht gewagt haben würde. Ging grübelnd lange Zeit aufs Geratewohl umher, als irgendwo, verbrachte einen ruhelosen, ungemütlichen Tag und eine fast schlaflose Nacht.

Wegen Morgen mußte er auf einmal, was er tun müsse. „Ich muß unbedingt nach Hause!“ erklärte er dem gehorjam aufhorchenden, eigenen Herzen. „Es ist meine Pflicht, da nach dem Rechten zu sehen! Ich muß mich doch endlich um mein Kind kümmern! Es wäre ja lächerlich, sich durch sinnlose Schlichtheitsbedenken abhalten zu lassen! Lächerlich und unserer beider unwürdig. Ich kann doch bei Hipp wohnen, oder im Hotel. Ich habe Sehnsucht nach meinem Kinde. Und übrigens muß ich Marie unbedingt die Schlüssel bringen, sie wird sich ganz gewiß bereits darum geängstigt haben.“

Die Schlüssel gaben den Ausschlag. Hans Imhoff verließ Berlin pünktlich mit dem Morgenzuge.

(Schluß folgt.)

Wildgemüse.

Die lang andauernde Kälte des heurigen Frühjahrs hat die Entwicklung der Vegetation um mehrere Wochen zurückgehalten, und dadurch einen empfindlichen Mangel an Frühgemüse verursacht. So gilt es jetzt und in alternativer Zeit, auf jede Weise Ersatz zu gewinnen, den uns die erbbaren wildwachsenden Kräuter in willkommenem Maße bieten.

Tatsächlich gibt es in unserer Flora eine ganze Reihe solcher Kräuter, die recht gut als Nahrungsmittel Verwendung finden können, in früheren gemäßigteren Zeiten allgemein als solche fanden und noch jetzt in manchen Gegenden, namentlich im Gebirge, benutzt werden.

In sehr dankenswerter Weise hat die Schulabteilung Großherzoglichen Ministeriums des Innern an die ihr unterstellten Schulleitungen kürzlich bereits eine Aufforderung zum Einsammeln von Wildgemüse seitens der Schulen gerichtet, das in erster Linie im Haushalt der Angehörigen der Schulkinder, dann aber auch in Volksweisküchen, Lazaretten, Krankenhäusern, Kasernen zur Verwendung kommen soll. Dadurch wird die Kenntnis der in Betracht kommenden Kräuter in weite Kreise gebracht und eine zweckmäßige Volksnahrung gefördert. Für die erste Frühjahrszeit empfiehlt das Rundschreiben vor allem die weiße, die rote und die gefleckte Taubnessel, die Vogelnüchse, die große und die kleine Brennessel, den Geißfuß oder Gierich, den Löwenzahn, die Brunnenkresse, den Sauerampfer und die Schafgarbe.

Auch der Alice-Frauenverein hat sich dieser Angelegenheit angenommen und wird das Sammeln und die Verwertung der Wildgemüse in jeder Weise fördern.

Ueber obige Gewächse und einige andere, auf die wir ebenfalls die Aufmerksamkeit richten möchten, sollen hier einige Ausführungen Platz finden.

Der wilde Sauerampfer (*Rumex acetosa*) wächst hier überall auf Wiesen und an Grasrainen. Seine Verwendung zu Sauerampferuppe sowie die der Brunnenkresse (*Rasturium officinale*), die in den Dorfgärten verbreitet ist, zu Salat ist allgemein bekannt, ebenso die der Blätter des Löwenzahns (*Taraxacum officinale*) zu Salat. Da die Löwenzahnblätter etwas bitter schmecken, empfiehlt es sich, die ausgetrockneten Pflanzen mit samt den Wurzeln auf 10 bis 12 Tage im Kessel in Sand einzulegen, wodurch sie etwas ausbleichen und milde werden.

Die Vogelnüchse (*Stellaria media*), die als Grünfutter von den Zimmervögeln gern verzehrt wird, ist ein kleinblättriges, am Boden niederliegendes Kraut mit weißen Blüten, das auf Feldern und in Gärten in großen Mengen zu finden ist. Grünfliches Mischkraut von Erde und Sand aus den Kräuterküchen wird erforderlich sein; daher wird man wohl andere, größerblättrige Kräuter vorzuziehen, um einen Ersatz für Spinatgemüse zu erhalten. Hierzu werden die drei Taubnesselarten (*Lamium album, rubrum, maculatum*), die überall häufig sind und leicht in größeren Mengen gesammelt werden können, empfohlen, ebenso die zartgeäderten jungen Blätter der Schafgarbe (*Achillea millefolium*), ferner die Blätter des Wegerichs (*Plantago, major, media, lanceolata*), namentlich die des mittleren Wegerichs, die im Vogelsberg als erstes Grün Gemüse oft benutzt werden. Besonders aber kommen, nach allen vorliegenden Angaben in Botanischen Werken zu schließen, Brennessel (*Urtica dioica*) und Geißfuß (*Meibomia Podagraria*) in Betracht, die beide als Gemüse wie Spinat zubereitet, recht nahrhaft sind und in größten Mengen bei uns wild wachsen. Die Brennessel ist jedermann bekannt, weniger der Geißfuß. Dieses Unkraut wächst in ausgebreiteten Beständen überall an Heiden, auf Grasplätzen unter Bäumen im Halbschatten. Der Geißfuß ist ein Goldengewächs, das im Sommer weiße Doldenblüten trägt. Seine Blätter entspringen einem unterirdisch kriechenden Stengel, kommen einzeln für sich aus dem Boden hervor und sind doppelt dreizählig, aus schiefer eilanzettförmigen, am Rande sägezahnigen Niederblättern zusammengesetzt. Kurzzeit sind die jungen, noch zarten, jetzt etwa ein Dezimeter langen Blätter ebenso wie die jungen Sprosse der Brennesseln besonders geeignet zum Einsammeln. Es sollte niemand versäumen, diese Kräuter zur Belebung seiner mit Kartoffeln und Hülsen überreichlich besetzten Speisekarte zu sehen. Die Zubereitung ist die gleiche, wie bei Spinat. Man kann die Geißfuß-

Blätter dämpfen oder auch vorher etwas abdrillen, wodurch sie milder werden. In Gatte stehen sie dem Spinat durchaus gleich. Für Brennnesselspinat wird eine Zugabe von Schafgarbeblättern empfohlen.

Recht brauchbar zu Salat an Stelle von Schafgarbe sind die kleinen glänzenden Blätter des Scharbockskrautes oder der Feigwurz (*Ranunculus Ficaria*) zu verwenden. Dieses Kraut, dessen gelbe Blüten sich jetzt zu öffnen beginnen, kommt im ersten Frühjahr mit den Veilchen zum Vorschein und ist Ende Mai bereits abgestorben. Zwischen seinen Wurzeln sitzen keulenförmige, an den kriechenden Stengeln erdliche Knöllchen, die sich mit Stärkemehl füllen, anfangs scharf schmecken, nach der Blütezeit aber milde und genießbar werden. Indessen dürfte das Einsammeln dieser Knöllchen zu mühsam sein. In der Pfalz werden die Blätter als Salat viel verwendet. Da das Kraut an feuchten Waldstellen ungemein häufig vorkommt, so könnte es in großen Massen herbeigebracht werden.

Junge Hopfenprossen (*Humulus lupulus*) liefern ebenfalls einen guten Salat. In größter Menge wächst der Hopfen wild im Gebüsch der Auenwälder am Rhein, beifriedsweise auf dem Rühlkopf, wo auch die Nesseln ungemein üppig gedeihen.

Als ausgiebiges Wurzelgemüse an Stelle der Schwarzwurzel, entweder wie diese zubereitet oder auch nach dem Abdrillen zu Salat hergerichtet, kann die Nachtkerze (*Demotera biennis*) in Betracht kommen, eine nordamerikanische, mit dem Weidenröschen und der Fuchsia verwandte zweijährige Staude, die seit Beginn des 17. Jahrhunderts über ganz Europa sich verbreitet hat und namentlich an Eisenbahndämmen, auf Sand- und Schuttflächen massenhaft bei uns vorkommt. Die Pflanze bildet im ersten Jahre eine überwinternde Blattolette auf langer Pfahlwurzel und im zweiten Jahre den bekannten hohen Blütenstängel mit seinen großen, abends aufblühenden gelben Blüten. Die Blattoletten sind im Winter und im ersten Frühjahr rötlich gefärbt. Auch das Fleisch der Wurzel zeigt häufig etwas rötliche Färbung. In manchen Gegenden Deutschlands ist die Wurzel als Napontilwurzel oder als Napontilsellerie bekannt und auf dem Gemüsemarkt vorhanden.

Die wichtigsten Wildgemüse sind Geißfuß, Brennessel, Nachtkerze und Scharbockskraut, weil diese eben in größten Mengen leicht eingesammelt werden können. Genaue Kenntnis der Pflanzen ist naturgemäß erforderlich, damit keine Verwechslungen mit schädlichen Pflanzen eintreten. Wer sie einmal gesehen hat, wird sie leicht wieder erkennen.

Die verschiedenen Wildgemüsepflanzen werden demnächst im Schaukasten der Roten-Kreuz-Zeichstube zu Darmstadt, Ernst-Ludwig-Straße, zur Ausstellung gebracht.

Vermischtes.

— Eine Menzel-Anekdote. Bei der Schilderung der Studienarbeit der Maler erzählt Fechner in der Matrimonia von Beklagen und Klagens Monatsheften auch einige Anekdoten, darunter ein köstliches Geschichtchen vom alten Menzel. Durch die Nebelkluft, schreibt er, glühen die elektrischen Bogenlampen. Und seltsame Farbenkränze umrücken die Hunderte von leuchtenden Punkten, die sich in regelmäßigen Linien, den Fahrbahnen entlang, da hinten begegnen. An der Bordwand steht aufmerksam beobachtend der alte, kleine Herr schon seit geraumer Zeit. „Erzählensken, der werden wir gleich haben!“ — und kräftige Arme fassen ihn sorgsam und führen den Widerstrebenden sicher und schnell durch all den Wirrwarr der vielerlei Wagen hüüber zur andern Seite des Damms. Befaham stellt der klänige Arbeitsmann seinen Schilling auf sicheren Boden ab. Unwillig der: „Was fällt Ihnen ein? Wolte gar nicht herüber. Lichte im Rebel beobachten und so. Kennen Sie mich denn überhaupt? Wer sind Sie denn?“ — „Na, wer sollte wohl Menzeln ich kennen! Wer denn kommen Sie man, Erzählensken, da werd ich Ihnen man wieder reuher sehen.“ Er der Meister sich's recht verzieht, steht er auch schon wieder drüben bei seiner Laterne. Während er jetzt in seinem Portemonnaie herumfucht, beglückt ihn der Menschenfreund: „Ne, so wart nich jemeent, lassen Se man stecken.“ Der Meister behält indessen den Sprecher interessiert im Auge. „Stehen bleiben!“ herricht er ihn plötzlich an, zieht sein Skizzenbuch heraus, um sich im Handumdrehen ein paar Notizen über die Beleuchtungswirkung im Nebeldunst zu machen. „Was sind Sie denn?“ — „Na, id hab doch hier in die Gegend als Malerpostler zu tun.“ — „Da haben sie wohl keine Zeit, mir als Modell zu stehen? Paffen mir gerade.“ — „Uff'n Sonntag geht et schon mal. In'n nächsten? Jawoll, da kann id. Gute Nach, Erzählens, und nicht for unnt!“

* Korkersah aus Papierstoff. Daß die Erfindung der Papierstoffe sich längst über die Grenzen der Kriegsführenden hinaus verbreitet hat, beweisen die immer mehr auftauchenden Meldungen von neuen Erfindungen und Erfindungsprozessen, die im neutralen Ausland entdeckt wurden. Der neueste Erfindung, wie einer Mitteilung der „Amstban“ zu entnehmen ist, in Standinavien. In Goteburg wurde nämlich vor V. Sifferström ein Korkersah erfunden, der aus ungefähre derselben Art Papierstoff hergestellt wird, den man bisher zur Erzeugung von weißer Pappe verwendete. Der Papierstoff wird in verschieden breite Streifen geschnitten, hierauf mit dem neu erfundenen Zusatz verarbeitet

und zu Brotpfen gerollt. Diese Brotpfen sollen ebensoviele halten wie die aus Kork und lassen sich auch mit dem Korkzieher heben. Der Preis soll sich auf 15 schwedische Kronen für das Tausend stellen.

— Gegen die „Bauburm-Urteile“ wendet sich Landgerichtsrat Dr. Schellhas im neuesten Heft der Deutschen Juristen-Zeitung. Urteile von unmäßiger Länge bei unbedeutenden Gegenständen sind leider in der deutschen Rechtsprechung eine häufige Erscheinung, die bei dem Wunsch nach Ersparrung von Zeit und Arbeitskraft im Gerichtsbetriebe in erster Linie verschwinden müßte. So erwähnt Dr. Schellhas zwei Urteile eines Oberlandesgerichts aus den letzten Jahren als Beispiele. Der Gegenstand war weder rechtlich noch tatsächlich von irgend welcher besonderen Bedeutung, und doch war das eine Urteil 100 Seiten lang und das andere sogar über 250 Seiten. „Jedebeim ist fast die Hälfte Darstellung des Tatbestandes in ungeheurer Weitläufigkeit. Ganze Schreiben und andere Urkunden sind im Wortlaut wiedergegeben, alles Dinge, die in den Akten vorhanden sind, und deren Inhalt, ebenso wie der ganze Sachverhalt, den Parteien natürlich genau bekannt ist.“ Also weg mit den Bauburmurteilen, die für Richter und Volk nur eine Plage sind!

* Eine Ausstellung von Schlachtfeld-Gasthöfen. Als die sonderbarste aller bisherigen Kriegsausstellungen ist unbedingt die jetzt in den Pariser Tuilerien eröffnete Ausstellung von Schlachtfeld-Gasthöfen zu bezeichnen, die vom französischen Touring-Klub in Szene gesetzt wurde. Dieser Klub, der die Interessen der französischen Fremdenindustrie zusammenfaßt, beschäftigt sich schon lange mit dem Gedanken, wie er aus der Beschäftigung der Schlachtfelder nach dem Kriege durch reiche Fremde am besten Geld herauszuschlagen könnte. Man rechnet vornehmlich mit den Amerikanern, die möglichst bald die Schlachtfelder werden besichtigen wollen, und verfertigt daher Pläne und Modelle für leicht transportable Schlachtfeld-Hotels. Wie der „Gaulois“ voll Stolz mitzuteilen weiß, bergen bereits die jetzt ausgestellten Modelle allen erdenklichen Luxus und die raffiniertesten Bequemlichkeiten. — womit man das Andenken der gefallenen Franzosen jederzeit am besten zu ehren glaubt.

* Die französischen Abgeordneten und der Alkohol. Der Kampf gegen den Alkohol in Frankreich scheint hauptsächlich darum so wenig von Erfolg gekrönt zu sein, weil selbst die Mehrzahl der Abgeordneten eine nicht zu leugnende Vorliebe für den Genuß von Alkohol empfindet. Als die Kammer nämlich den heroischen Entschluß gefaßt hatte, sich mit der Möglichkeit einer Einschränkung des Alkoholgenußes im eigenen Hause zu befassen, bestimmte sie nach langer Beratung, daß der Alkoholausverkauf im Parlamentsgebäude in Zukunft — für Gäste verboten sein solle. Die Mitglieder der Kammer dürfen natürlich nach wie vor trinken, was und soviel sie wollen.

* Vordier. Selbst unter den besten Freunden eines Glases Vordier dürfte es wenige geben, welche die Herkunft dieses Ausdrucks kennen. Er stammt von dem Orte Einbeck im Regierungsbezirk Hildesheim, dessen Bier im Mittelalter berühmt waren. Die Umwandlung in Einbock und ein Vordier ist leicht begreiflich. Schließlich blieb nur die Bezeichnung „Vordier“ übrig und diese wurde dann auch von anderen, besonders bayerischen Brauereien, ihren stärker (nach Einbecker Art) eingebrauten Bieren beigelegt. Das ist urkundlich zuerst vor 300 Jahren nachzuweisen. Im Gegenstand zum Vordier wurde damals ein schwächer gebrautes und darum sanfteres Bier, wie es besonders die Jesuiten bevorzugten pflegten, Gais genannt.

* Wilson und Balfour im Golf-Wettkampf. Balfour, der jetzt in Amerika die Reklametrömmel für England rührt und von dem neuesten Verbänden möglichst viel herauszuschlagen möchte, verjücht natürlich, sich im glänzendsten Licht zu zeigen. Und da er seine größten Triumphe auf einem der Politik fernliegenden, dem Engländer aber sehr teuren Gebiete, dem Golfspiel, errungen hat, so hat er nach Meldungen französischer Blätter Präsident Wilson, der als echter Englandfreund das Lieblingspiel der britischen Staatsmänner ebenfalls sehr liebt, zu einem Golf-Wettkampf herausgefordert. Wilson hat angenommen, und so werden wir wohl bald erfahren, wer von den beiden bei dem andern „mehr herausschlägt“ — wenigstens im Golfspiel.

Die Wildsau.

Viel Freund, viel Ehr, hat die Wildsau gedacht
Und ist in die Aeder gefuhrweert,
Gesentten Rüssels und ungeschlacht,
Wie man jeweils an der Spur merkt.
Hurra die Wildsau!

Dann kam das Dithorn im Mumientwald,
Die Treiber schwanen die Knüttel,
Schuß! — und am Boden lag das Getier
Mit schwärzlichen Vorstengelschüttel.
Hurra die Wildsau!

Geht der Fall, statt der Wildsau wahr?
Zum Beispiel ein Wildsohn gewesen,
Dann lautete anders dieser Vers,
Dann würde man ungefähr lesen:

Viel Freund, viel Ehr, hat der Wildsohn gedacht;
Mit Säbholz tat er nicht manfern
Doch mitten in einer Frühlingssnacht
Bogam er sich plötzlich zu manfern.

Viel Freund, viel Ehr, viel Geschäft, viel Profit,
Viel Tanz um goldene Räder,
Beim Essen bekommt man den Appetit
Auf Treibjagd geht er nun selber,
Hurra der Wildsohn!

Doch gleich der Wildsohn der Wildsau, sofern
In ihrem Treiben und Wandeln
Sie beide mit ihrem Mundwerk gern
Kultur und Kulturen behandeln.

Büchertisch.

— Eduard Spranger, *Begabung und Studium*. Leipzig 1917. B. G. Teubner. (99 S.). Diese Schrift des bekannten Leipziger Professors der Philosophie und Pädagogik ist ein wertvoller Beitrag für die auch auf unseren Universitäten wünschenswerte Neuorientierung. Die wichtigsten Fragen, die darin behandelt werden, sind etwa folgende: welches ist die Stellung und Aufgabe der Universität in unserem Volks- und Kulturleben; worin bestehen Wesen und Hauptarten der wissenschaftlichen Begabung und der Begabungen für die akademischen Berufe; wie ist es zu erreichen, daß möglichst nur Begabte auf die Hochschule kommen; wie sind die Begabungen zu erkennen und fördern? (In diesem Zusammenhang wird auch eine Reform des Stipendienwesens erörtert.) — Die Darlegungen Sprangers behnden ein feines Verständnis für das Wesen der Universität und unserer Kultur und für die Eigenart der geistigen Begabungen. Die Reformvorschläge sind wohl begründet und halten sich in den Grenzen des Erreichbaren. Besonders verdient die Grundtendenz, Universtität und praktisches Kulturleben in innigste Wechselbeziehung zu bringen.

— *Sochland*. Inhalt des Maiheftes: Italiens imperialistische Politik. Von Univ.-Prof. Dr. Alois Reiser. — Der Kopschub. Erzählung von Peter Dörfler. — Das Polentum im deutschen Denken und Dichten. Von Prof. Dr. Paul Holzhausen. — Marie von Ebner-Eschenbach. Ein Anniversarium von Johannes Mumbauer. — Briefe eines Okkupationsoldaten. — Kleine Hausleine: Menschlichkeit. Von Oskar A. S. Schmitz (Salzburg). — Kritik: Auch ein Kriegsbuch. Von Dr. Anton E. Mayer. Neue Romane. Von Franz Hertwig. — Kundschaun: Kriegsbetrachtung für März. Bodenfrage und Arbeiterinteresse. Carl Hauptmann. Eine neue Don-Quixote. — Unsere Kunstbeilagen.

— *Das literarische Echo*. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 16. Heft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Heinrich Heine: Moderne katholische Literaturauffassung; E. Th. Raampf: Die baltische Landschaft in der Dichtung; Oskar Watzel: Wilhelm v. Humboldts Tagebücher; Ferdinand Gregori: Von beiden Burgtheatern; Carl Müller-Mannatt: Neue erscheinende Literatur; Hans Heinrich Rodwiz: Belgische Bibliographien; — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes.

Bilderrätsel.



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Steigerungsscherze in voriger Nummer:
1. Waude — Wunder; 2. frei — Freier; 3. wagen — Wagner.